

56]

## Der Entgleiste. (Nachdr. verboten.)

Von Wilhelm Holzamer.

Philipp freute das ausgelassene Leben und die unge-  
niete Oeffentlichkeit.

„Die Tugend,“ dachte er, „hat nun mal in der Welt ihr  
Loch weg, Heiligkeit schießt ihr nicht zu. Und ich bin ja  
nicht als ihr Retter hierher gekommen.“

Er sann darüber nach, wie es wohl käme, daß alles, so  
toll es auch war, doch ein gewisses Etwas hatte, das nicht ab-  
stoßend machte. Es war keine Grenze zu spüren, aber es war  
ein gewisses Maß festgehalten, durch das die Schönheit ge-  
sichert war, darin sie wenigstens ihren Schein behielt.

„La Krotte“ stand vor einem großen Spiegel und schwang  
ihre armseligen Hüften in Bauchtanzbewegungen, die Hände  
eingestemmt. Die Mundliche tanzte mit einer Freundin. Sie  
waren beide den Docteur allemand über geworden.

Er beobachtete und sann nach. Die Musik mutete ihn an.  
In der Pause schenkte er dem Kapellmeister ein Glas Wein  
ein und versuchte, sich mit ihm zu unterhalten.

Langsam leerte sich bereits der Saal. Philipp hatte der  
Wein ein wenig schwer gemacht, und es wurde ihm im Sitzen  
erst recht behaglich. Er bestellte eine neue Flasche und eine  
Henri Clay.

Der Kapellmeister stieß ihn an und deutete nach der Türe.  
„Aufgepaßt, mein Herr!“

Eine junge Dame war eingetreten. Unbekümmert um  
irgend jemand hatte sie sich an einen Tisch gesetzt und einen  
Tee bestellt.

Der Kapellmeister nickte ihr zu. Sie erwiderte leise  
nickend. Philipp musterte sie.

Sie war anders als die anderen, in ihrem ganzen Wesen  
von einer hervorstechenden Eigenart. Diese tiefen schwarzen  
Mandelaugen, dieser heiße breite Mund mit den Raubtier-  
zähnen, dieser weiche dunkle Teint und die blauschwarze Haar-  
flut, die das ganze Gesicht in schmeren Bauschen umrahmte.  
Dazu die einfache Kleidung: der rote Filzhut, ohne jede Ver-  
zierung, tief in den Nacken gesetzt, das rotbraune Cape, der  
kurze rote Seidenrock. Ein ganz anderer Typus. Und Un-  
berührtigkeit sogar. Suchende, fragende und doch verschämte  
Augen.

„Sie ist noch ganz Kind — nur Masse, Algererin,“ sagte  
der Kapellmeister. „Und sie wird tanzen, warten Sie. Sie  
werden sehen, was das ist: Tanzen!“

Er ging zu ihr hin und sprach mit ihr. Sie wehrte ihm  
ab. Er redete weiter auf sie ein. Sie starrte vor sich. Dann  
schlug sie ihm auf die Wange und sagte mit einer rauhen,  
tiefen Stimme, wie sie die Südländerinnen so oft haben:  
„Dann also los!“

Der Kapellmeister kehrte zurück und sagte im Vorbei-  
gehen zu Philipp: „Passen Sie auf, mein Herr, Sie werden  
sehen! Die Kleine aus Algier, ah!“ Er schlug die Augen auf  
und grinste.

„Die Kleine aus Algier“ hatte den Saal verlassen, um  
sich die Kleider ein wenig zum Tanze zu arrangieren. Als  
sie wieder eintrat, begann die Musik. Philipp erkannte die  
Musik des Bauchtanzes. Die kleine Algerienne hatte zwei  
Servietten ergriffen, schwang sie, schlug mit einer reizenden  
Verschämtheit die Augen nieder und tanzte den Bauchtanz,  
ganz anders als er in Moulin rouge getanzt worden war,  
feuch und unbewußt und nur Temperament, daß Philipp  
nur staunen und starren mußte. Plötzlich, bei einer starken  
Bewegung, als sie seinen scharfen, forschenden Blick auffing,  
schlug sie die Servietten vor die Augen und lief davon. Sofort  
brach die Musik ab.

Leichten Schrittes trat sie nach ein paar Sekunden wieder  
ein und setzte sich auf ihren früheren Platz. Den Beifall des  
Kapellmeisters beachtete sie so wenig wie Philipps Beifalls-  
bezeugungen. Philipp beobachtete sie unausgesetzt und konnte  
nicht mit ihr, nicht mit sich ins Klare kommen. Hier inter-  
essierte ihn eine Art und ein Mensch. Aber warum war er  
denn nach Paris gekommen? War er nicht gekommen, um  
Studien zu machen? Lebensstudien statt der Bücherstudien?

„Kommt sie wie die anderen?“ flüsterte er dem Kapell-  
meister zu.

Der zuckte die Schultern. Er glaube nicht — aber viel-  
leicht — sie sei sehr unzugänglich. Vielleicht unglücklich. Er  
habe noch keinen gesehen, der sie gewonnen habe. Sie sei noch  
nicht lange von Algier herübergekommen, vielleicht habe sie  
Heimweh. Vielleicht —

Sie trank eben ihren Tee aus und schien sich zum Weg-  
gehen bereit machen zu wollen.

Da ließ es Philipp nicht Ruhe, er bezahlte rasch und ging  
an ihren Tisch. Mit dem schönsten, liebenswürdigsten Fran-  
zösisch, das er aufbringen und konstruieren konnte, sagte er  
erregt und verlegen: „Guten abend, Kleine aus Algier, schönen  
Dank, schönen Dank!“

Sie sah zu ihm auf, lachte erst mit Augen und Zähnen,  
lachte dann laut mit ihrer heiseren, samtigen Stimme:  
„Guten abend, mein Herr, guten abend und auf Wieder-  
sehen!“

Er hielt ihr die Hand hin. Sie schlug leicht ein.

„Kleine aus Algier!“ flüsterte er.

Da sah sie ihn mit einem verächtlichen Blick groß an und  
ging an ihm vorbei.

Das beschämte und reizte ihn. Wer war sie? Was möchte  
sie wohl sein?

Die Bühne des Montmartre krächten schon. Philipp stieg  
seine Straße hinauf. Was hatte ihn da so seltsam angerührt,  
so verführerisch abgestoßen?

„Die Kleine aus Algier!“

War er nicht gekommen, um Studien zu machen? Hier  
reizte ihn etwas. War das alles Raffinement oder der In-  
stinkt des Raubtiers?

Paris öffnete ihm die Arme. Aus den Straßen wich  
schon die graue Dämmerung. Die Sonne vergoldete den  
Marterberg. Nachdenklich ging er heim.

4.

Die Tage gingen hin mit Schauen und Genießen. Doch  
er hielt sich nicht außerhalb des Lebens, er nahm am Leben  
teil. Er wurde Pariser, mit vielfältigen Interessen, mit  
wachen Sinnen und lebhafter Phantasie. Er blieb nicht haften  
an einzelnen, fand sich immer weiter und entrückte die Dinge  
allmählich ihrer Schwere. Mit ihm gingen öfters zwei seltsame,  
wilde Augen, und manchmal ward es ein heißes Locken,  
wenn sie sich aufstauten. Aber in stillen Augenblicken, wenn  
er im Gewühle und Gedränge ganz mit sich allein war, stand  
ihm ferne eine feine Gestalt. Sie hatte keine Lockung und  
keine Abwehr — aber sie übte einen eigenen Bann. Es war  
ein Aufblick zu ihr — so wie zur Mutter etwa — und es war  
noch ein Fernhalten zu gleicher Zeit.

Auf dem Postbureau hatten sich Briefe eingefunden. Die  
Scheidung hatte der Schwiegervater eingeleitet. Philipp war  
bereit, alle Schuldfragen zu bejahen. Nein, nie hatte ihm  
die Frau Uebles getan, und sie war wohl auch eine gute Frau,  
sie hatte nur an einen anderen Platz gehört. Jeder Mensch  
gewinnt seinen wahren Wert und seine wahre Bedeutung  
nur an seinem rechten Platze, am falschen Platze kommt der  
Vest nicht zu seinem Rechte. Er hatte keinen Vorwurf, aber  
er konnte auch auf sich selbst keine Schuld laden. Doch war  
er bereit, alle Schuld auf sich zu nehmen und so viel man  
wollte.

Das ganze Hessenland fiel über ihn her. Man hatte  
ihn auch die Zeitungen geschickt. Er war ein Ausgestoßener  
in der Heimat, die er so sehr lieb hatte. Sein einziger Ver-  
teidiger war Weiß, aber was galt diese Stimme? Erbärm-  
lich geradezu benahmen sich seine früheren Freunde. „Richtige  
Lumpen,“ murmelte Philipp vor sich hin. Er halte nur eine  
Verachtung für sie, für diese armseligen Korrekten und Klein-  
geister, für diese Augendiener und Streber. Bei Professor  
Winter hatten sie sich gleich anschnarrot, ihm die Zukunft  
zu verlegen. Er mußte ein Verlorener, ein Untergegangener  
sein. Man hatte einmal Hoffnungen auf ihn gesetzt, er werde  
eine erste psychiatrische Kraft werden, nun wars vorbei. Selbst  
die Fachblätter wurden mit dem Klatsch seiner Freunde be-  
dient. Es war gut so, nun waren die Masken gelüftet. Es  
war gut so — und er strich die Namen dieser Freunde aus  
seinem Gedächtnis. Strich sie ganz still, mit der stillen Ver-  
achtung, die das Herz leer macht und alle früheren Gefühle  
ausbrennt und alle Fäden zerschneidet. Er hatte die „Gesell-

schafft" gegen sich, das war begreiflich, die „Gesellschaft" ist das sich selbst schuldig — und in dem ganzen schönen, kleinen Lande war sie eins in Städtchen und Städten, in niederen und hohen Kreisen. Wer ihr die Stirne geboten und aus ihrem Verbannde getreten war, der mußte auch mit ihrem Bockfott rechnen. So mochte es sein — und mochte es gut sein. Eine Forderung mehr an ihn, wenn es ihm gelang, in die Höhe zu steigen — ein Stein mehr auf ihn, — wenn er unterging. Aber nun er sich einmal ins Leben begeben hatte, wollte er es hinnehmen, wie es kam, es auf sich wirken lassen, wie es wollte, ihn herabzuziehen, ihn emporzuheben.

Es war ihm, er lebe seine Studentenseit noch einmal, freier, fruchtbarer, entscheidungsvoller. So gewaltig war das Buch des Lebens — und so ohne Hilfe stand er allein. So gefährlich war alles — gut, um so gewinnbringender konnte es sein. Und wenn der Gewinn ausblieb, wenn er selbst versagte — nun, so hatte er eben verspielt — und war nicht der gewesen, der gewinnen sollte.

Va banquet! Es liegt ein seltsam wonniger Schauer darin. Man ist Zeuge seiner eigenen Menschwerdung, man sieht seinem eigenen Geschick zu — und es erfüllt sich an einem.

Die kleine Algérienne lag ihm im Sinn. Vor den Kunstwerken des Louvre war sie ihm eingefallen. Es war wohl das Rätselhafte, das in ihrem Wesen lag, was ihn so beruhigte. Es war eine Furcht vor ihr, die ihn anzog. Und es war die Jugend, die Schönheit, die Eigenart und Wildheit, davor er Furcht hatte. War er nicht auf Menschen ausgegangen? Sie war ein Mensch. Und immer stärker mußte er an sie denken. —

Heut wagte er ein Wagnis: er würgte in einem kleinen Restaurant der Rue Lepic ein Duzend Schnecken als Vorspeise zu seinem Diner hinunter! Bei jedem Schluck und Schluck gab es eine Revolution in seinem Magen, aber er ward stark. Es gehörte nun einmal dazu, daß man auch Schnecken essen konnte! Der liebenswürdige Wirt stellte ihm dann ein hübsches Menu zusammen. Er konnte schwelgen, ohne seinen Geldbeutel zu sehr anzustrengen. Der Wirt sprach noch dazu ein wenig Deutsch, und so konnte er auf manches aufmerksam machen, was dem Fremden sonst zu entgehen pflegt.

Es war Donnerstag, und man strebte schon zum Tanz nach dem Moulin de la Galette. Wie mild die Pariser Herbstabende waren! Philipp saß noch vor dem Restaurant und trank einen angenehmen Weißwein, den ihm der Wirt besonders empfohlen hatte.

„Es lebt sich doch leicht hier auf dem Montmartre, finden Sie nicht?" fragte der Wirt.

Rein um zu opponieren, sagte Philipp:

„Es ist viel Elend da."

„O, viel Elend, ja; aber wo ist nicht viel Elend? Wir in Frankreich haben viel Elend, Sie in Deutschland ebenfalls. Elend ist überall. Aber hier auf dem Montmartre macht man sich nicht so viel Sorgen. Man hat Humor. Man kann leben, wie man will, gehen, wie man will, es ist alles gleich. Alle Menschen sind sich gleich — darum helfen sich alle Menschen einander ihre Sorgen tragen. Wenn man keinen berachtet und alle gleich achtet, hilft man sich die Sorgen ertragen und macht sich das Leben leicht. Und das gibt Humor."

(Fortsetzung folgt.)

7]

## Sünde und Buße.

Von Ugo Djetti.

Berechtigte Uebersetzung aus dem Italienischen von Friedrich Eich.  
(Schluß.)

Sie ließen den Verwalter kommen, und der Alte rief ihn an die Seite des Arztes:

„Sie beide sind Zeugen, daß ich meine Erben beauftrage, dreißigtausend Lire, verstehen Sie? dreißigtausend Lire in bar Don Pietro, wie heißt er doch? Don Pietro Caprani, der hier anwesend ist, zu geben, als mein Legat, nach meinem freien Willen, damit er damit tue, was er will," und er fiel in die Kissen zurück.

Der Sohn drückte Don Pietro in eine Ecke:

„Was sind das für Witzelzüge?"

Don Pietro zitterte am ganzen Körper:

„Aber ich habe nichts gesagt, ich habe nichts verlangt. Er hinterläßt das Geld nicht mir. Was sollte ich damit?"

„Es ist unwürdig, verstehen Sie mich? unwürdig, einen Menschen auszunutzen, der in einem solchen Zustande ist."

Die Ehrlichkeit in Don Pietro wackelte auf:

„Sie wissen nicht, mit wem Sie sprechen. Ich habe noch nie

jemandem etwas genommen. Man hat mich gerufen, ich bin gekommen. Ich habe meine Pflicht getan: jetzt gehe ich," und hocherhobenen Hauptes lehrte er an das Bett zurück, kniete nieder, betete still eine Minute lang, bedeckte sich dann die Schulter mit dem seidenen Umhang, und nachdem er dem Behälter die Hostie entnommen hatte, machte er mit ihr vor dem Sterbenden das Zeichen des Kreuzes und schob sie zwischen die zuckenden Lippen. Und nach beendigtem Gebet tat er den Behälter wieder ins Kästchen, legte den Umhang zusammen und ging hinaus, ohne jemand zu grüßen.

Aber auf der Straße gelang es ihm nicht, seine Gedanken zu sammeln, so packte ihn das Fieber.

Er stieg auf der Piazza aus dem Wagen und begann, die Treppe der Pfarrwohnung hinaufzusteigen. Eine Stimme aus dem Dunkel des Gartens ertönte:

„Ich bin hier. Ich komme nach oben."

Es war Santino.

„Weshalb bist Du dort?"

„Ich wußte nicht, wie es enden würde . . . Ich wollte sehen, ob Sie allein zurückkehrten."

Sie betraten das warme Eßzimmer. Don Pietro warf den Hut auf den Tisch, setzte dort auch den heiligen Schrein nieder, sank in den Lehnstuhl, den Kopf in den Händen verborgen, die Ellbogen auf die Knie gestützt, und begann zu weinen. Santino ließ ihn eine Weile weinen, dann fragte er ihn gleichgültig:

„Haben Sie nichts weiter nötig? Ich gehe jetzt."

„Ob ich nichts weiter nötig habe?" und er hob die beiden Arme und die fieberhaft glänzenden Augen: „Und Du fragst mich gar nicht? Und Du fragst nicht, was der da oben mir für Dich gesagt hat?"

„Für mich? Was weiß der von mir?"

„Anzilei verzeiht Dir, Anzilei hinterläßt mir die tausend Lire, die Du der Kirche gegeben hast."

„Das ist natürlich . . ."

„Und nicht genug: Anzilei hinterläßt meiner Kirche, durch mich, dreißigtausend Lire, verstehst Du? dreißigtausend Lire."

„Dreißigtausend Lire?"

Auch Santino schien von der Größe dieser Summe betroffen zu sein. Er machte zwei Schritte vorwärts, wie angezogen von einem Magneten.

„Haben Sie sie bei sich?"

„Nein. Er hat zwei Zeugen gerufen, den Arzt und den Verwalter, und in ihrer Gegenwart hat er mir dieses Legat vermacht."

„Das wird Zeit kosten, bis Sie es erheben können. Sie werden Verdruß davon haben. Vielleicht werden die Verwandten Einspruch erheben . . . Wenn Sie das Geld einmal haben werden, was wollen Sie damit machen?"

„Was ich damit machen will? Vor allen Dingen werde ich zweitausend Lire den andern beiden bezahlen, die Du mir nennest wirst."

„Ich werde Ihnen nichts sagen."

„Nicht einmal jetzt?"

„Ich habe Ihnen doch gesagt: ich arbeite, damit ich selbst diese Summe erübrige."

„Mein Sohn, diese Worte trösteten mich, aber jetzt darfst Du Deine Eigenliebe nicht herauskehren. Jetzt heisse ich Dir. Wenn Du das Geld beisammen hast, gibst Du es mir zurück. Inzwischen wollen wir uns von dieser Last befreien."

„Aber die andern beiden liegen doch nicht im Sterben wie Anzilei. Die Zurückerstattung wird die Verdachtsgründe wieder aufleben lassen, ich werde verfolgt, arretiert werden . . . Sie werden jetzt schon dastehen, Sie haben jetzt alles zurückgegeben. Aber ich? Don Pietro, Sie sind ein gerechtdenkender Mensch. Diese dreißigtausend Lire verdanken Sie mir. Ohne mich hätten Sie sie nicht. Anzilei war nicht der Mann, so viele Tausendlire-scheine zu verschenken, auch nicht im Augenblick des Todes," und Santino, der dem Geistlichen in die Augen blickte, kam immer näher, bis er, seinem Gesicht ganz nahe, ihm zuflüsterte:

„Wenn er sie verschenkt, so ist es ein Zeichen, daß sie ihm nicht gehören."

„Besch ein Verdacht!"

„Daß er Gewissensbisse bekam, als Sie ihm von meiner Weichte erzählten und von meiner Neue. Ohne mich hätte er keine Gewissensbisse bekommen und Sie kein Geld. Das ist doch klar."

„Aber das ist durchaus nicht klar!"

„Schwören Sie mir, daß ich Unrecht habe, schwören Sie es mir auf das Allerheiligste."

„Ich schwöre gar nichts."

„Schön: es ist unnütz, daß Sie schwören. Ich wiederhole Ihnen: ohne mich wäre er in die Hölle gekommen, und Sie hätten mit leeren Händen dagestanden. Worin ist Anzilei besser als ich? Er, der Millionär, hat Ihnen dreißigtausend Lire gegeben, ich, ein armer Teufel, habe Ihnen dreitausend gegeben. Warum kann ich nun arretiert werden und er nicht? Dieser Unterschied rührt von der Dummheit der Rechtspflege her, nicht von mir oder von ihm. Ihm sind die Geschäfte geglückt! Mir werden sie ein anderes Mal glücken; aber ich habe nicht auf den Tod gewartet, um zu bereuen und Gott ein Geschenk zu machen."

„Das ist wahr . . ."

„Und jetzt wollen Sie mit diesen Geldern, die Sie mir verdanken, ebenso wie die andern, Ihre lumpigen zweitausend Lire an Müller und Schulz bezahlen, und ich bleibe das räudige Schaf? Nein, das gibst nicht! Die Namen nenne ich Ihnen nicht."

„Aber, mein Sohn, bedenke doch, daß auch Deine Schuld gegen sie und Deine Schuld gegen Gott in demselben Verhältnis abnehmen.“

„Verdoppeln Sie mir die Buße, ich rede doch nicht. Und ich danke Ihnen für Ihre Dankbarkeit.“

„Dankbarkeit?“

„Wie oft soll ich Ihnen das sagen, Don Pietro? Diese Gelder verdanken Sie heute mir, wie Sie gestern die Ausbesserung der Kirche mir verdankten. Ohne mich wären Sie und Ihre Kirche das geblieben, was sie vor drei Jahren waren: das heißt nichts, absolut nichts. Eine arme, schmutzige Kirche, ein armer und unbekannter Pfarrer. Ein Ehrenmann, das leugne ich nicht, Don Pietro. Aber schließlich, wer ist Ihrer Kirche nützlicher gewesen? Dieser Ehrenmann, der Sie sind, oder jener Dieb, der ich bin?“

Don Pietro schaute ihn weiter an wie hypnotisiert. Er stimmte zu, indem er zwei- oder dreimal mit dem Kopfe nickte, und erwiderte:

„Es ist wahr. Die Wege des Herrn sind verborgen.“

„Sie mögen manches Mal verborgen sein, aber diesmal sind sie äußerst sichtbar.“ gab Santino unerschrocken zurück.

Und da die Petroleumlampe immer schwächer leuchtete, löschte er sie aus, zündete eine Kerze an und ging in die Küche, um die Lampe wieder zu füllen. Als er zurückkam, fand er Don Pietro ohnmächtig über einer Armlehne des Sessels liegend, wie zerschmettert.

Santino hob die Lampe hoch, um ihn besser zu sehen. Dann stellte er die Lampe auf den Tisch, neben den Dreifuß, den der Geistliche bei seinem Eintritt dorthin geworfen hatte. Und er nahm den Dreifuß, glättete vorsichtig mit dem unteren Teil des rechten Ärmels den zerzausten Filz, setzte ihn auf den Kopf und ging an den Kamin, um sich in dem darüberhängenden kleinen Spiegel zu betrachten.

Wenige Minuten später eilte der Sakristan herbei, der von Santino geweckt worden war, und sie legten Don Pietro aufs Bett und riefen den Arzt. Die kalte Nacht, das Alter, die wahrscheinlich durchgemachte Erregung: das waren für den Arzt die Ursachen von Don Pietros Krankheit. Er war zehn Tage krank. In diesen zehn Tagen durfte niemand, außer dem Notar zum Aufsehen des Testaments und dem Priester, der dem Kranken in der Sterbestunde die Absolution erteilte, das Zimmer des Geistlichen betreten, und Santino ging nie weiter fort, als in das anstoßende Gemach.

Don Pietro starb, und am selben Tage wurde das Testament eröffnet. Er hinterließ all sein Hab und Gut Santino, „damit er es verwende, wie sein christliches Gewissen es ihm raten würde“. Santino erhob nach einem Monat das Legat des Grafen Anzilei, schenkte weitere tausend Lire der Kirche und teilte dem Nachfolger Don Pietros ganz offen, außerhalb der Weichte mit, indem er die Beweise vorzeigte, daß er der Schenker der anderen dreitausend Lire in den vergangenen Jahren wäre.

Santino Santi ist heute Besitzer zweier großer Mühlen am Flusse Clitunno und Bürgermeister seiner Heimatstadt. Der Sohn des Grafen Anzilei, der gezwungen ist, in Neapel zu leben, möchte ihm gerne die Verwaltung seiner weiten Besitzungen übertragen. Santino Santi hat sich bis jetzt noch nicht hierzu entschließen können.

## 82. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die beiden Hauptgruppen hielten Mittwoch stark besuchte Gesamtsitzungen ab. In der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe sprach Professor Törner-Verein über die Bedeutung des Experiments in Pathologie und Tierzucht. Erst durch das Experiment ist die Tierbiologie aus der Vorstufe der Philosophie zur exakten Forschung geworden. Dem Vortragenden ist es gelungen, an Agaluten und Fröschen durch Aufzucht ihrer Embryonen in plasmatachwächenden Gemischen Löjungen und in Wasser mit Luftmangel alle jene Verbildungen hervorzurufen, die als angeborene Mißbildungen in ganz genau derselben Form bei allen Wirbeltieren, also auch beim Menschen, von Natur auftreten, so daß zweifellos auch bei diesem die gleichartigen Verbildungen unter gleichen Bedingungen entstehen. Die plasmatachwächenden Löjungen wirken dabei, indem sie die Bewegungsenergie des Embryo schwächen und zugleich auch dessen Aufbauezellen und vor allem seinen Nährdotter verquellen lassen. Dadurch werden z. B. in der aufgetriebenen Leibeshöhle alle Organe in der Entwicklung stark gehemmt und dadurch verkleinert, so Herz, Nieren, Lunge; die Tiere werden in extremen Fällen teilweise oder ganz unfruchtbar. Durch zu langes Offenbleiben der embryonalen Anlagen wird ferner der Schwanz entweder für immer aufgerichtet oder durch Epigenverlust zum Stämmelschwanz oder kommt gar nicht zur Entwicklung. Indem sich ferner der verquellende Nährdotter vor die wachsende Kopfanlage legt, und in die entstehende Mundhöhle eindringt, wird u. a. zuerst die Schnauze des Tieres verkrümmert, dann auch der Unterkiefer. Die Mundhöhle erweitert sich stark und der Mund erhält die Reigung oder den Zwang zum Offenbleiben usw. Unter solcher Nährdotterverquellung konnten experimentell erzielt werden: Cyclopien, Faserschnecke, Albinismus, Augenlosigkeit, angeborene Kurz- und Weitichtigkeit usw. Es wird dann an dem Beispiel der

Goldfische und Hauschweine nachgewiesen, daß die Haustiere oder „Kulturcharaktere“ der Tiere zumeist auch aus verhältnismäßig geringer embryonaler Plasmatachwäche ihren Ursprung nahmen, so z. B. die Schnauzenverkürzung und die Stirnaufstreibung der Tiere. Das Hochtragen des Schwanzes, die Vergrößerung des Leibumfangs und die Verkleinerung der Gliedmaßen, die Anlage zur Fettucht und die Zahmheit. Diese Plasmatachwäche aber entstand durch Luftmangel in schlecht ventilierten Ställen und Aufzuchtbehältern. Nachdem der Redner dann noch einmal darauf eingegangen war, daß auch bei dem Menschen die angeborenen Mißbildungen wie die experimentell erzielten entstehen, betonte er, daß es nunmehr möglich werde, ihr Entstehen beim Menschen zu verhindern.

In der Abteilung für Geologie hielt Professor Potonié-Verein einen Vortrag über die Entstehung unserer Moore. Ein Moor ist ein Gelände mit einem mächtigen Torfboden. Wenn Torf, jenes nach unvollständiger Zersetzung der Vegetation zurückbleibende Brennmaterial, sich noch weiter bildet und anhäuft, so haben wir es mit einem lebenden Moor zu tun. Wir nennen das Moor tot, sobald durch natürliche oder künstliche Entwässerung des Moores die Torfbildung ganz oder fast ganz unterbrochen wird. Nahe verwandt mit den Mooren sind die durch Organismen erzeugten echten Sümpfe. Sie sind mit organischem Schlamm, d. h. mit einem fließenden organischen Brei erfüllt und infolgedessen vollständig unbeegehbar. Die Urmaterialien solcher Sümpfe sind echte Wasserorganismen, nicht aber Sumpfpflanzen und Landpflanzen, welche die Urmaterialien des Torfes sind. Der von mikroskopischen Lebewesen erzeugte Faulschlamm kann sich nach und nach viele Meter mächtig anhäufen und zur Verlandung eines Wassers wesentlich beitragen. Wie sich bei geologischen Studien so oft zeigt, sehen wir auch hier wieder, daß das Kleine und Kleinste, das in seiner Wirkung innerhalb der kurzen Spanne eines Menschenlebens kaum Beachtung zu verdienen scheint, in den Zeiträumen, die die Geologie zu messen hat, einen großen Ausschlag zu geben vermag. Dort, wo in ein Gewässer, in dem Faulschlamm zur Ablagerung gelangt, außerdem ein nicht organisches Mineral wie Ton oder Sand hineingeführt wird, sei es von Zuflüssen, oder auch durch den Wind, da entsteht ein gemischter Schlamm. Wenn Tacitus vor bald 2000 Jahren von Deutschland sagte, es sei im allgemeinen mit finsternem Urwald oder wüsten Sümpfen bedeckt, und einige hundert Jahre später Protop vom Niederrhein angibt, dort befänden sich Sümpfe, in denen zu alten Zeiten die Germanen wohnten, so haben jene Historiker für ihre Zeit gewiß das Richtige getroffen. Denn Deutschland besaß damals in allen Teilen des Landes große und kleine sumpfige Gelände. In Norddeutschland mögen Sümpfe und Moore rund 1/10 der gesamten Landfläche eingenommen haben. Solche Sümpfe haben häufig verdrängten Volksstämmen als Zufluchtsort gedient. Ein wunderbares Torfmoor befindet sich noch im Remedelta. Aber bei der fortschreitenden Kultur wird auch dieses in wenigen Jahren vernichtet sein. Es ist für den Naturforscher eine bange Frage: Muß und soll denn alles verschwinden, was an die Natur erinnert? Gewiß; der Kulturfortschritt gehört zur Menschenkultur, er ist eine naturgemäße Bewegung, die nichts aufzuhalten vermag. Aber wie der Mensch ein Recht an die Natur hat, so hat er auch ein Recht an die Kultur. Kunst und Wissenschaft und historische Erkenntnis verlangen die Erhaltung der Moore, dieser so großen und eigenartigen Naturerscheinungen. Möchten unseren Nachkommen noch stille Flecke übrig bleiben, wo sie sich in die natürlichen Urzustände der Heimat verjerten können!

In der Abteilung für Zoologie hielt Dr. J. Thienemann-Rositten einen Vortrag über „Untersuchungen über die Schnelligkeit des Vogelfluges“. Positive Angaben darüber, wie schnell unsere Vögel tatsächlich fliegen, gibt es zurzeit noch recht wenige. Man war bisher meist auf Schätzungen angewiesen und konnte die Windstärke nicht berücksichtigen. Seit einiger Zeit wird nun auf der Vogelwarte Rositten eine eigene Methode angewendet, um die Eigengeschwindigkeit der Zugvögel möglichst genau festzustellen. Auf einer abgesteckten Strecke von einem halben Kilometer wird mittels Feldtelefon und Sekunden-Stoppuhr zunächst ermittelt, wie viel Zeit die Zugvögel zum Durchfliegen der Strecke brauchen. Daraus wird dann unter Berücksichtigung der jeweiligen Windstärke die Eigengeschwindigkeit der Vögel festgestellt. Der Zugflug der Vögel zeichnet sich nach diesen Beobachtungen durch große Stetigkeit, aber weniger durch große Schnelligkeit aus. Die Nebelkrähe erzielt eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 13,9 Meter pro Sekunde mit vier Flügelschlägen, das ist in der Stunde etwas über 50 Kilometer, also ungefähr die Schnelligkeit eines gewöhnlichen Schnellzuges. Daraus geht hervor, daß Heinrich Gätle, der nach Beobachtungen auf Helgoland die Geschwindigkeit der Nebelkrähe auf 200 Kilometer in der Stunde schätzte, sich sehr stark geirrt hat. Die größte Schnelligkeit von allen bisher beobachteten Vögeln erreicht der Star mit 74,1 Kilometer pro Stunde. Die als hervorragende Flieger bekannten Raubvögel, z. B. Wanderfalk und Sperber, zeigen eine weit geringere Schnelligkeit. Bemerkenswert erscheint es, daß selbst innerhalb derselben Vogelart die Eigengeschwindigkeit nicht immer gleich ist. Die zunehmende Stärke des Windes scheint die Eigengeschwindigkeit günstig zu beeinflussen.

Am Donnerstag sprach in der Gesamtsitzung beider Hauptgruppen Prof. J. J. Zenneck-Ludwigshafen über die Bewertung des Luftstoffs mit Hilfe des elektrischen Flammbogens. Das Problem der künstlichen Salpeter-

darstellung ist von allgemeinstem Interesse. Handelt es sich doch um die Darstellung eines für die Landwirtschaft außerordentlich wichtigen Körpers aus den billigsten Rohmaterialien, aus Luft und Kalksteinen. Gelöst wurde dieses Problem bekanntlich mit Hilfe des elektrischen Flammenbogens, der die Bestandteile der Atmosphäre Stickstoff und Sauerstoff teilweise zur chemischen Vereinigung zwingt. Die dabei entstehenden Stickstoffoxyde liefern bei der Absorption in Wasser Salpetersäure und deren Einwirkung auf Kalkstein Kalksalpeter, der als Norgesalpeter in den Handel kommt und dem chilenischen Natronsalpeter als Düngemittel mindestens ebenbürtig ist. Die Einrichtung einer Luftsalpeterfabrik, wie sie z. B. in Notodden (Norwegen) in Tätigkeit ist, wird an der Hand einer anschaulichen Modellanlage, die mit zirka 20 Pferdestärken betrieben wird, erläutert. Der Vortragende bespricht sodann näher die Defen, die in der Technik zur Salpetersäuredarstellung aus Luft benützt werden. Alle Ofentypen werden durch Modelle in Tätigkeit vorgeführt. Vortragender bespricht dann die elektrischen Verhältnisse einer solchen Anlage und behandelt die neuen Aufgaben, die auf diesem Gebiet entstanden sind, und die Schwierigkeiten insbesondere für genaue Messungen der elektrischen Energie. Diese Messungen sind von ganz besonderer Wichtigkeit. Am Schluß bedauert er, daß manche Naturschönheit durch die Industrie zerstört wird, weißt aber darauf hin, daß die Industrie in Norwegen, so paradox es klingen mag, manche Naturschönheit geschaffen hat. An vielen Stellen, wo jetzt ein imponierender Wasserfall von mächtiger Höhe tosend in die Tiefe stürzt, war früher nichts als eine Reihe unbeachteter Stromschnellen vorhanden.

Es folgte ein Vortrag Wilhelm Filchner's-Verein über die neue deutsche Südpolar-Expedition. An dem Wettkampf im polaren Gebiet hatte sich Deutschland anfänglich durch die Entsendung der „Gauß“ rühmlich beteiligt, aber dann schien es, als ob Deutschland endgültig sein Interesse an der Polarforschung aufgegeben hätte. Dann ergriff ich selbst die Initiative und rief auf eigenes Risiko eine deutsche Expedition ins Leben. Mein Grundsatze ist, in die Weddellsee südwärts so weit wie möglich vorzudringen und eventuell einen Durchstoß durch die Antarktis zu versuchen. Für die letzte Möglichkeit mußte die Mitnahme eines zweiten Schiffes ins Auge gefaßt werden. Nun ist dort, wo das erste Schiff hätte angelegt werden müssen, bekanntlich der Schauplatz der englischen Südpolarexpedition, und es kam die Erwägung, ob sich nicht ein entsprechendes Zusammenwirken erzielen ließe. In einem solchen Falle konnte das zweite Schiff wegfallen. Dann dem Entgegenkommen von Scott erfüllte sich diese Hoffnung. Ich gedenke also mit nur einem Schiff in die Weddellsee zu gehen. Die Kosten der Expedition sind auf 1,2 Millionen Mark veranschlagt. Die Expedition wird bestimmt im Frühjahr nächsten Jahres angetreten werden. Das Programm wurde aufgestellt nach Fühlungnahme mit der englischen und schottischen Polarexpedition. Scott dringt von der Nordsee, ich von der Weddellsee aus vor. Begegnet wir uns dabei, so gehen Leute von Scott mit mir nach der Nordsee und Leute von mir mit Scott nach der Weddellsee. So entwickelt sich ein Durchstoß beider Expeditionen ganz von selbst. Auf diese Weise bleibt jede Expedition in ihrem eigenen Arbeitsgebiet, wo sie allein ihre Provianddepots usw. anlegt. Der 20. Längengrad West, der Coastsland durchschneidet, soll die Grenze unserer Arbeitsgebiete bilden. Die Weddellsee wurde mir, das Gebiet östlich des 20. Grades den Schotten zugesprochen.

Die Vorexpedition nach Spitzbergen hatte den Zweck, Eis-erfahrungen zu schaffen, die wissenschaftlichen Instrumente, Schlitten und Ausrüstungen zu erproben und Nahrungsmittelversuche zu veranstalten.

Um dem Unternehmen gleich einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck zu geben, sollte eine Durchquerung Spitzbergens ins Auge gefaßt werden. Die Vorexpedition löste das festgesetzte Programm, die erste Ostwestdurchquerung auf dem Eise wurde vollzogen. Im Frühjahr nächsten Jahres wird die antarktische Expedition in See stechen. Unser Ziel ist Süd-Georgien, das infolge seiner Eigenchaft als Walfangstation der geeignetste Ausgangspunkt für ein antarktisches Unternehmen ist. Von Süd-Georgien aus wird das Schiff nach den Sandwichinseln gehen, um dort in südlicher Richtung in die Weddellsee vorzustoßen. Der Plan wurde von Professor Bend vorgeschlagen. Gerade diese Vorstoßrichtung sowie überhaupt die Weddellsee selbst dürfte die größte Gewähr für einen Erfolg bieten, da schon im Jahre 1823 Kapitän Weddell noch bei 74 Grad 15 Minuten südlicher Breite offenes Meer gesichtet hatte. Es ist nun beabsichtigt, südlich von Coastsland zu landen, eine Basisstation zu errichten und von dort aus durch eine Schlittenexpedition das Innere des gewaltigen unbekannt antarktischen Landes zu erforschen. Denn hier liegt eines der wichtigsten in der Antarktis zu lösenden Probleme überhaupt. Es gilt, den Zusammenhang zwischen den beiden bekannten Gebieten der Antarktis, dem großen von Shackleton betretenen osiantarktischen Kontinent und dem südlich von Amerika gelegenen Landgebiete der Westantarktis zu entschlüsseln. Es handelt sich im wesentlichen um die Frage, ob Antarktis ein geschlossener Kontinent ist, oder ob ein Archipel vorliegt, oder schließlich ob Ost- und Westantarktika durch einen großen Arm getrennt sind. Drei Eisfrachtwagen mit einer Zugkraft von je 60 Zentnern werden die Expedition begleiten. An Schlitten werden 50 Exemplare verschiedener Größen mitgeführt. An der Expedition werden sich beteiligen je ein Geograph, Meteorologe, Geologe

und Physiker, Astronom, Ozeanograph und Techniker. Als Eismeister wurde ein Norweger gewählt. Die Besatzung des Schiffes wird 25 Mann betragen. Mit den wissenschaftlichen Vertretern zusammen wird die Expedition 34 Köpfe zählen. Das Polarschiff ist ein Walfänger und im Eise bewährt. Nach dem Ausdruck von Shackleton und Scott ist es das beste existierende Polarschiff überhaupt. Sein Tonnengehalt brutto beträgt 527. Das Schiff läuft sieben Knoten. Es hat dreifache Haut und hält starken Eisdruck aus.

## Kleines feuilleton.

### Musik.

Die Musik als Völkerverband. Aus München wird uns geschrieben: Zum erstenmal seit dem Bestehen eines internationalen Verkehrs von Geistesgütern findet ein offizielles, von den beiden Nationen subventioniertes französisches Musikfest auf deutschem Boden statt. Man darf wohl sagen, daß ist ein Ereignis, dessen eigentliche und folgenreiche Bedeutung nicht so sehr auf rein künstlerischem Boden liegt, als vielmehr auf dem noch höheren Niveau der internationalen Verbrüderung der Völker. Der ideale und für die werktätige Menschheit maßgebenden Parole des Sozialismus: „Proletarier aller Länder vereinigt Euch!“ antwortet hier zum erstenmal ein vorläufig noch zages Echo der deutsch-französischen Intellektuellen, die sich dabei des feierlichen Sprachrohrs der tönenden Kunst, der Musik als Völkerverband bedienen. Denn wie keine andere Kunst weiß die kosmopolitische Musik, obwohl sie den nationalen Charakter bewahrt, sich über die Grenzen der Völker zu erheben, im Zeichen des Idealen den ewigen Egoismus zu überwinden und als allgemeinverständliche Sprache laut für den Völkerverband zu zeugen. Der weltgewandte Präsident der großen und machtvollen französischen Vereinigung der Musikfreunde, Graf Chandon de Briailles (zugleich Besitzer einer bekannten Champagnermarke, von der er in München reichlich den Dffizidien, aber auch in waderen Musikanten spendete), gab bei seiner Ansprache im Münchener Rathaus dem „Kulturgedanken“ der Musik bereiten Ausdruck.

Das Französische Musikfest, eingeleitet und umrahmt von Banketts und „Empfängen“ und Soupers aller Art, bestand in seinem künstlerischen Teil aus drei großen Orchesterkonzerten und zwei Kammermusik-Matinee in der städtischen Musikfesthalle und im Künstlertheater der Ausstellung, in denen ein interessanter Ueberblick über die neufranzösischen Tonkunst sinfonischen, dramatischen und lyrischen Stils von César Franck und St. Saëns bis zu den Pionieren des modernsten Impressionismus, den radikalsten Vertretern der „atmosphärischen Schwingungs- und Schwebungsmusik“ den deutschen Hörern geboten wurde. Einige Haupt der gallischer Tonkunst waren persönlich zugegen; so der freie, sympathische Camille St. Saëns, Gabriel Faure, der Direktor des Pariser Konservatoriums und Charles M. Widor, Francks Nachfolger an der Orgel von St. Sulpice. In dem Kapellmeister Ahen d'Alton hatten die Toten und die Abwesenden einen feurigen und hingebenden Dirigenten, in dem „Münchener Kontinentalorchester“, das 1909 unter Lauballe deutsche Meister in Paris gespielt hat, einen Instrumentalkörper, der sein Bestes bot, um dem oft so rhythmisch heißen, mit seinen eleganten Formen, seiner weniger pathetischen wie sinnfälligen Instrumentation sich einschmelzenden Charakter des gallischen Kompositionsstils gerecht zu werden. Seien wir offen: der Verstand, die intellektuelle Klarheit der Struktur, die Eleganz der Rede, der rhythmische Schmelz neben einer oft in bigarre Träumereien versinkenden gefühlsweligen Phantasie muß oft das Erzeugen, was der deutschen Musik das Gefühl, die Empfindung, die Sprache des Herzens ist. Freilich, eigentlich „philosophische Musik“ haben die Franzosen nicht auf dem Programm. Sieht man von dem alten, feinen, idealistisch gesinnten César Franck, dem „französischen Bach“ ab, † 1890, so findet man weder bei den Werken seiner Schüler, zu denen in erster Linie Meister Vincent d'Indy gehört, noch bei denen der St. Saëns-Schule mit Faure und Dulas an der Spitze, jene Tiefe des Gemüts, die der deutschen Musik eigen ist. Die verschiedenen Gefühlswelten moderner deutscher und neuer französischer Musik verbindet höchstens die Brücke der artistischen Technik im Satz, die Technik der Farbe, die in der Tat in der herrschenden Generation der Pariser Tonsetzer den Vorbildern Berlioz' gleichkommt, ja hinsichtlich der Koloristik von den Debussyanern noch übertroffen wird. Es ist seltsam zu sehen, wie die Franzosen nach dem Formalismus ihres bedeutenden St. Saëns auch Richard Wagner überwinden haben, dem sie mit doch einigen Meisterwerken wie d'Indy's „Herbael“, Chabrier's „Gwendoline“, Brumeaus „Messidor“ auschweifend gebuhdigt haben. Was haben die an Stelle des Wagnerismus gesetzt? „Le Debussyisme“. Die Schule Claude Debussy's (Pelleas und Melisande, Nocturnes, Tristan), die ihrem zweifellos genialen Haupt darin nachhinkt, daß sie alle Form, alle Kraft, alle Klarheit durch einen leuchtenden Nebel von verschwommenen Farbsfleden ersetzt. — Wann wird nun den Deutschen Gelegenheit geboten, im friedlichen Wettkampf der künstlerischen Ideen auch ihre neue musikalische Kultur offiziell in Paris zeigen zu können? Wir hoffen 1911.